

ELEKTRO-AKUSTISCHES MUSIKHÖRSPIEL: «ENGEL DER ZUKUNFT. EINE WINTERREISE»

Grenzgänge im Tongebirge

Der Komponist und Schlagzeuger Michael Wertmüller begleitet in seinem jüngsten Stück Walter Benjamin in seinen letzten Stunden und nimmt das Publikum mit auf eine geistige Reise.

PATRICK FISCHER

Bei seiner Arbeit ist der in Berlin lebende Thuner Komponist und Schlagzeuger Michael Wertmüller immer wieder mit Grenzen konfrontiert. Zu Beginn des neuen Jahres verlässt er vorübergehend seine Wahlheimat im Norden Deutschlands, um in der Schweiz an der Uraufführung seines neuen Stücks «Engel der Zukunft. Eine Winterreise» nach dem Libretto des Berner Autors Francesco Micieli mitzuwirken, das er im Auftrag der Thuner Rathauskonzerte geschrieben hat.

Irrfahrt durch die Pyrenäen

Diese Reise, die zumindest auf den ersten Blick keinerlei Berührungspunkte zu Schuberts Liederzyklus aufweist, folgt dem deutschen Philosophen und Schriftsteller Walter Benjamin in seinen letzten Stunden – auf der Flucht vor den Nazis bei Port Bou an der Grenze zwischen Vichy-Frankreich und Francos Spanien. «Vieles an dieser von realer Verzweiflung und Drogenerlebnissen geprägten Irrfahrt durch die Pyrenäen ist bis heute rätselhaft und ungeklärt. Das gibt mir als Komponist viele Gestaltungsräume», sagt Michael Wertmüller am Telefon. Auch das Bild «Angelus novus» von Paul Klee, das Benjamin auf seiner Flucht erwiesenermassen in seinem Handgepäck mit sich führte,



Genialisch und widersprüchlich: Michael Wertmüller. CH. SCHWARZZVIG

biete Projektionsfläche. Bei der eingehenden Beschäftigung mit Benjamin und Adorno ist sich der 1968 in Thun geborene Komponist des Potenzials und der Aktualität dieser Gedankenwelt bewusst geworden.

Auf der anderen Seite bleibt eine Textvertonung immer auch

eine Gratwanderung. Der Text enthält klare Vorgaben bezüglich des Ablaufs und legt auch eine bestimmte Tonlage fest, an der sich der Komponist abarbeiten hat, wenn er ihm gerecht werden will. «Das ist der Weg, den man zu gehen hat», hält Wertmüller dazu lapidar fest. Daraus ergebe sich aber

auch jene geistige Reise, auf die er sein Publikum mitnehmen wolle. Obschon ihm die Literatur fast eine wichtigere Inspirationsquelle ist als die zeitgenössische Musik, geht es dem sowohl an der Jazzschule als auch klassisch ausgebildeten Musiker immer weniger um Inhalte, sondern um Erlebnisse und Formen. Seine Partituren sind sehr dicht, komplex und vielstimmig wie seine musikalischen Einflüsse.

Verschiedene Pole vereinen

Einerseits spielt Wertmüller seit vielen Jahren mit dem Freejazz Peter Brötzmann zusammen, andererseits hat er bei seinem Kompositionslehrer an der Berliner Hochschule der Künste, Dieter Schnebel, serielle Musik studiert. Dieser hat ihn auch darin bestärkt, trotz Widerständen von Dogmatikern der Neuen Musik diese beiden Pole in seiner Musik zu vereinen. Über seinen ehemaligen Schüler, mit dem er freundschaftlich verbunden geblieben ist, schreibt Schnebel: «Wertmüller ist eine widersprüchliche Figur. Seine Person wie seine Musik ist genialisch, altertümlich sentimental und ganz neuzeitlich technologisch und erfinderisch. Auf der Suche nach der Utopie, jenem Nicht-Ort, wo Unmögliches womöglich möglich wird...» Auf dieser Suche ist Michael Wertmüller zum Grenzgänger geworden, der nach den Schnittstellen zwischen den verschiedenen Stilen und Sphären sucht, auch wenn er dieses Wort überhaupt nicht mag.

RATHAUS THUN

Sonntag, 8. Januar, 10.30 Uhr.
www.rathauskonzerte-thun.ch.
SCHLACHTHAUS-THEATER BERN
Dienstag, 10. Januar, 20.30 Uhr.

SOUNDS: ANNA MAILIAN & MESROB MASHTOTS ENSEMBLE

Klänge aus einer vergangenen Welt

Anna Mailians Gesänge sind karg und schlicht – und dennoch schillern sie. Ein Ton, scheinbar aus dem Nichts kommend, hängt in der Luft, die Stimme steigt langsam auf und ab, formt eine bedächtige Melodielinie, streut spärliche Verzierungen ein. Der langgezogene Schlussklang beginnt leicht zu vibrieren, bevor er sich wieder im Nichts verliert. Auch wenn man mit der Tradition dieser Musik nicht vertraut ist, die in ihrer schlichten Ernsthaftigkeit an den Gregorianischen Gesang erinnert, berührt sie unmittelbar – trotz ihres hohen Alters.

Die Armenierin Anna Mailian singt Sharakans, geistliche Lieder, die zu den ältesten christlichen Gesängen überhaupt gehören und zwischen dem fünften und dem 15.

Jahrhundert ihre Blütezeit erlebten. Die Musik gewordenen Gebete entstammen den Federn armenischer Mönche und hoher Geistlicher dieser ersten christlichen Kirche überhaupt – noch bevor das Christentum in Rom öffentlich geduldet war, wurde Armenien zur ersten christlichen Nation der Welt.

Die klassisch ausgebildete Sängerin geht sorgsam um mit dem betagten Erbe ihrer Kultur, für das man sich nach 70 Jahren sowjetischer Herrschaft in Armenien wieder zu interessieren beginnt. Wo sie auf ihrer CD «Treasures of Light» (2002) die Sharakans nicht wie überliefert a-Cappella singt, lässt sie nur dezente Musikbegleitung zu – die Langhalslaute Tar oder das Duduk. Andere Lieder nähert sie



Anna Mailian gibt tausendjährigen Liedern ihre Stimme. ZVG

vorsichtig der armenischen Volksmusik an.

Anna Mailian versteht die Sharakans nicht als Fossilien einer vergangenen Zeit. In Interviews betont sie einerseits, dass sie die armenische Musikgeschichte auch jüngeren Menschen nahebringen möchte – zu diesem Zweck hatte sie sogar ihr eigenes Radioprogramm. Andererseits ist ihre eigene Spiritualität für den Gesang unabdingbar: «Wenn ich singe, bin ich mit Gott und Gott ist mit mir». Auch wenn die Turnhalle des Progr vielleicht nicht der spirituellste Konzertort ist, so dürfte die Musik Mailians und ihres Ensembles doch die Vorstellungskraft beflügeln. (reg)

TURNHALLE PROGR

Sonntag, 8. Januar, 21 Uhr.

DIE WAHRHEIT ÜBER:

Frau Teissiers Unschärfe

Derzeit ist es bei Privatsendern en vogue, mit der Fernsehkamera genüsslich menschliche Abgründe auszuleuchten. Zum Beispiel in den Wohnungen von so genannten Messies – Leuten, denen bereits der Gedanke an Müllabfuhr und Papiersammlung Trennungsschmerz verursacht. In den Wohnungen dieser Sammelwütigen strecken sich Zeitungstapel gegen die Decke, vermehren sich Brosamen wild und lagert Verpackungsmaterial aus mehreren Jahrzehnten. Was das Ekel-fernsehen verschweigt: Eine homöopathische Dosis dieses Messietums kann nützlich sein, wie mir mein Vater jüngst bewies, als er die vorletzte Silvesterausgabe der Schweizer Illustrierten hervorzog. Wie gewohnt strahlte auch am 27. Dezember 2004 die Astrologin Elizabeth Teissier vom Cover und verkündete: «2005 wird ein Super-Jahr!»

Man bekommt selten die Gelegenheit, Horoskope schwarz auf weiss überprüfen zu können, und so trachtete ich danach, die Leistungen der Sterndeuterin punktgenau zu dokumentieren. Frau Teissier sagte vor Jahresfrist: «Das Horoskop der Schweiz hat 2005 überwiegend günstige Einflüsse. Allerdings wirds zwischen Februar und Mai ab und zu ziemlich turbulent.» Und: «Anfang Oktober kommt es zur Opposition von Mars und Venus. Diese Konstellation war in der Vergangenheit oft symbolisch für kriegerische Auseinandersetzungen.» Aha. Ab und zu turbulent und potenziell kriegerisch also. Da kann man die Worte Teissiers noch so stark nach Sinn auspressen, sich noch so anstrengen, die Prognosen mit dem Vergangenen abzugleichen: Teissiers Vorhersagen schlüpfen durch das Wahr-Falsch-Raster wie Aale durch ein grossmaschiges Fangnetz.

Da erhoffte ich mir bei meinem eigenen Horoskop Konkretes: 2005 werde für mich ein «abwechslungsreiches und exzellentes Jahr» und ich erreiche in der Beziehung «eine höhere Stufe» – Orakel, so griffig wie feuchte Seifenstücke. Die Kunst der astrologischen Vorhersage beruht offenbar darin, mit zielsicherer Unschärfe zu formulieren. Hier erweist sich Frau Teissier als Meisterin – die Wendungen «vielversprechend», «überwiegend günstig» oder «für Sie ist alles möglich» treffen voll ins Graue.

Geschätzte Messies, falls Sie in einigen Jahren diese Kolumne aus einem Zeitungsberg hervorziehen sollten – auch ich möchte mein prophetisches Geschick beweisen und sage Folgendes für 2006 voraus: Ende Dezember wird Elizabeth Teissier im glitzernden Festtagskleid vom Titelbild der Schweizer Illustrierten strahlen und, lasziv auf einem Sofa lunternd, ein «überwiegend positives» 2007 verkünden. Und sie wird – wie jedes Jahr – jünger aussehen als je zuvor. Regula Fuchs

STERNENKLAR: Blue Moon Lounge, Bierhübeli, heute Do, 21 Uhr.

FÜNF FRAGEN AN



Uwe Schönbeck
Schauspieler am Stadttheater Bern. Spielt zusammen mit Stefan Suske im Kabarettabend «Hauptsache, man verträgt sich!». Premiere: Sonntag, 8. Januar, 21.30 Uhr.

Gemeinsam mit Stefan Suske zeigen Sie in «Hauptsache, man verträgt sich!» Sketches aus der Blütezeit des Wiener Kabarets – von Fritz Grünbaum, Karl Farkas oder Hugo Wiener. Weshalb lässt man diese fast vergessenen Kabarettstücklein wieder aufleben?

Zwar kenne ich diese Tradition nicht so gut wie Stefan Suske, aber ich ahme seit meinen Anfängen immer wieder gerne die Österreicher nach – und ich mag einfach den österreichischen Humor, die etwas morbide Mentalität. Diese Sketches folgen dem Muster der Doppelconference: Dabei gibt es immer einen Gscheiten und einen Dummen, die sich unterhalten – und dabei missverstehen. Zwar leben sie in der gleichen Strasse, aber

gleichzeitig auf einem anderen Stern. Das macht den Konflikt aus. Es gibt klamaukige Gags, manchmal wirds politisch, aber meist gehts schlicht um die menschlichen Schwächen. Wichtig ist, dass das zwei Schauspieler machen, die sich spielerisch gut verstehen und Spass daran haben – und das ist bei Suske und mir der Fall.

Es ist ja nicht das erste Mal, dass Stefan Suske und Sie in kleineren Programmen gemeinsam auf der Bühne stehen. Was schweisst Sie beruflich zusammen?

Wir kennen uns seit meinen Anfängen in Krefeld und Mönchengladbach und haben schon dort zusammen Sketches an internen Veranstaltungen, Bunten Abenden

und ähnlichem gespielt. Hier in Bern haben wir unter anderem einen Daniil-Charms- und einen Qualtinger-Abend gemacht und «Indien» von Josef Hader gespielt. Das Schöne ist, dass diese Abende jeweils gar nicht so viel Arbeit bedeuten, denn solche Sachen kann man kaum proben: Das muss ein schauspielerisches Ping-Pong sein, bei dem man sich blind versteht.

Sie sind gelernter Opernsänger, aber seit 1998/99 im Schauspielensemble des Stadttheaters. Weshalb sind Sie dem Musiktheater untreu geworden?

Das bin ich eigentlich nicht. Ich habe früher zehn Jahre freiberuflich als Opernsänger gearbeitet: Da reist man durch ganz Europa,

lebt in Hotels, gibt hier drei Vorstellungen, dort fünf. Mit der Zeit hatte ich genug von diesem Leben, wollte ein bisschen zur Ruhe kommen. Da erhielt ich das Angebot von Eike Gramss. Auch wenn ich hie und da eine Oper mache, möchte ich nicht zurück in den Opernzirkus. Für dieses Leben bin ich nicht gebaut, ich brauche einfach meine Stammbeiz! Zudem hatte ich mir eine Funktionsstörung in der Stimme eingefangen, die mich zwang, für eine Weile den Mund zu halten.

Neuerdings sind Sie ja auch im Regiefach tätig, haben das Kinderstück «Tintenherz» inszeniert. Wird Uwe Schönbeck nun dem Schauspiel entsagen?

Nein, da wird kein Berufswechsel eingeläutet. Es war eine schöne Arbeit, ich habe mal ins Regiefach reingerochen, aber das Kapitel ist für mich nun abgeschlossen. Als Regisseur muss man ja immer dann verschwinden, wenns ernst wird, nämlich wenn der Vorhang hochgeht. Ich aber bin von Natur aus eher der Spieler.

Sie werden oft als «Publikumsliebbling» bezeichnet. Wie erwirbt man sich einen solchen Titel?

Ich höre dieses Wort nicht so gerne. Sollte es denn wirklich den Tatsachen entsprechen, würde ich mich klammheimlich freuen. Aber verwenden würde ich den Begriff selber nie. (reg)